

Francesco Abate, Massimo Carlotto
Giftig unterwegs

verlag die brotsuppe



Francesco Abate
Massimo Carlotto

Giftig unterwegs

übersetzt von
Barbara Sauser

verlag die brotsuppe

Originaltitel: L'albero dei microchip
© 2009, Edizioni Ambiente, 20127 Milano
www.edizioniambiente.it

www.diebrotsuppe.ch

ISBN 978-3-905689-72-3

Alle Rechte vorbehalten
© 2016, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne
Umschlag, Gestaltung, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel
Foto auf dem Umschlag: Heinz Merz, Zofingen
Herstellung: www.cpibooks.de



Monrovia, Liberia, Westafrika

An diesem Morgen war der Geruch unerträglich. Ein schrecklicher Gestank von Müll und Fäulnis lag in der Luft. Allem Anschein nach waren nur die weiß-blauen UNO-Signete auf den gepanzerten Jeeps makellos sauber.

Die Ankunft des Obersts wurde vom dröhnenden Geländewagen des Begleitschutzes angekündigt. Vier großgewachsene Nigerianer, gut genährt und gut bewaffnet.

Kimmie wischte sich die von Palmbutter fettigen Lippen ab, gönnte sich einen langen Zug Ingwerbier und dachte: »Da kommen sie, die Herren der Luxuswagen.«

So nannte man in Liberia die Uno-Funktionäre, die sich als einzige brandneue Wagen der gehobenen Klasse und tägliches Autowaschen leisten konnten. Egal, ob ringsum die Menschen verdursteten – die unschuldigen Olivenzweige im Symbol der Blauhelme mussten immer blitzen vor Sauberkeit.

Leutnant Kimmie Dou gehörte zwar selbst den Blauhelmen an, aber er brauchte nicht tief in sich zu gehen, um zu fühlen, dass er ganz anders war als seine Kollegen.

Vor allem anders als die, die nun in ihren Stiefeln das Blue Port betreten würden. Sie und der Leutnant gehörten zwar demselben Rudel an, aber zwei verschiedenen Rassen.

Kaum knarrten die unebenen Holzdielen unter den Sohlen der Soldaten, brachen die Gespräche der bunt gemischten Gäste des Blue Port ab, und es trat Stille ein.

Kimmie beobachtete, wie sie zwischen den Tischen hindurch auf ihn zukamen, und tippte einen an den Tischen bettelnden Jungen am Arm an. Der Junge hatte ein verstümmeltes Bein und ein weißes Auge: die großzügigen Geschenke einer Mine. Obwohl er halbblind war und sich schief auf einen Stock stützte, flitzte er augenblicklich an den Beinen der nigerianischen Soldaten und ihres Obersts vorbei zur Tür, als hätte er einen klaren Befehl erhalten.

Als die Bulldoggen in Uniform den Tisch des Leutnants Kimmie Dou erreichten, schnellten sie in Habachtstellung und beehrten ihn mit einem untadeligen militärischen Gruß, der an diesem Ort etwas fehl am Platz wirkte. Nur der hohe Offizier verzichtete darauf, die Stiefel zusammenzuschlagen. Er nahm die Sonnenbrille ab und streckte die Hand aus. Seine Begrüßung war trocken, seine Miene kühl: »Oberst Johnson Yakobu.«

Sie drückten einander kurz die Hand.

»Leutnant Kimmie Dou.«

Der Nigerianer kam gleich zur Sache: »Ich bin für eine Spezialoperation hier und werde mich dabei auf Ihre Einheit stützen. Sie wissen wahrscheinlich bereits, dass Sie ab sofort und bis zum Abschluss der Mission meinen Befehlen unterstehen.«

Aus seiner Art, beim Englischsprechen die Vokale zu dehnen, war der typische Akzent der südnigerianischen Yoruba herauszuhören. Das goldene Kreuz am Hals zeugte davon, dass er wie die meisten Angehörigen seiner Ethnie katholisch war.

»Ja, ich weiß schon Bescheid, Sir«, sagte der Leutnant und zeigte auf einen Stuhl. »Setzen Sie sich. Es ist mir aus zweierlei Gründen ein Vergnügen, Sie kennenzulernen.«

»Und diese Gründe wären?«, fragte Yakobu, setzte sich und nahm sein blaues Barett ab, worauf seine Begleiter sofort das Gleiche taten.

Kimmie zeigte theatralisch an die Decke: »Dass Sie hier sind, bedeutet, dass sich in den oberen Etagen der Vereinten Nationen endlich jemand an meine Existenz erinnert hat.« Dann breitete er die Arme aus. »Und vor allem habe ich noch nie einen Oberst kennengelernt, der bereit war, sich mit mir hier im Blue Port zu treffen.«

Yakobu lächelte zum ersten Mal und blickte sich in dem verrauchten Raum um. An den Tischen saßen ganz unterschiedliche Menschen. Schwarze in zerlumpfter Kleidung, Asiaten mit wachsamen Blick, angetrunkene Weiße und elegante Herren, die sich über Fußball, Frauen und Business unterhielten. Aus dem chaotischen Stimmengewirr hörte man alle möglichen Sprachen und Dialekte heraus.

»Gewöhnlich halte ich meine Sitzungen tatsächlich im Uno-Kommando ab und nicht in Restaurants«, gab er zu. »Aber bestimmt sind falsche Ohren hier seltener als in unseren Büros.«

Kimmies Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Dann darf ich also annehmen, dass Sie mir vertrauen.«

»Man hat mir gesagt, ich dürfe mir diesen Luxus leisten«, antwortete der Nigerianer. »Aber wohlverstanden habe ich meine Tressen nicht damit verdient, Geschwätz Glauben zu schenken.«

»Daran habe ich keine Sekunde gezweifelt.«

Ihre Blicke kreuzten sich kurz und einvernehmlich – sie hatten einander verstanden.

»Sind Sie schon lange Stammgast in diesem Restaurant?«, fragte der Oberst.

»Keine fünfzehn Jahre«, antwortete Dou ironisch. »Genau gesagt, seit der Resolution 788.« Sieben-acht-acht ratterte er mit der Geschwindigkeit eines Maschinengewehrs herunter, als wäre ihm das Aussprechen der Nummer lästig. »Man hat mich hierher beordert, damit ich den Hafen überwache und für die Einhaltung des Embargos Sorge: Wie Sie wissen, besteht meine Aufgabe darin, das Sanktionskomitee über Verstöße zu informieren.«

»Mit bescheidenen Resultaten, wie ich mir vorstellen kann ...«, sagte Yakobu und seufzte.

Der Leutnant zuckte mit den Schultern. »Mit einer Einheit von sieben Mann ist es im größten Hafen Westafrikas schon eine Herausforderung, überhaupt bemerkt zu werden. Klar jagen wir keinem Angst ein.«

Er nahm einen weiteren Schluck Bier, um seinem Vorgesetzten Zeit zu lassen, die Botschaft zu verarbeiten. »Wenn ich mich beklage, heißt es, ich solle enger mit der lokalen Polizei zusammenarbeiten, aber die liberianischen Polizisten sind unterbezahlt und komplett unbewaffnet.«

»Also nicht gerade zuverlässig.«

»Es ist bekannt, dass viele korrupt sind, aber andere sind auch einfach demoralisiert«, sagte der Liberianer. »Man lässt sich besser nicht mit ihnen ein. Für den Moment jedenfalls. Seit der Lockerung des Embargos im Juni verfügen sie über ein paar Pistolen, aber die meisten Waffen sind in der Hand Krimineller. Um wirklich zu wissen, was im Hafen passiert«, erklärte er leiser, »muss man hier im

Blue Port die Ohren spitzen. Und dass man Kimmie Dou an diesem Tisch findet, wenn man mit ihm reden will, ist allen bekannt.« Er verstummte und fuhr mit dem Zeigefinger einer langen Kerbe in den alten Brettern nach.

Yakobu grinste und ließ dabei einen goldenen Backenzahn sehen. »Unter strategischem Gesichtspunkt ist die Wahl Ihres Hauptquartiers perfekt, Herr Dou. Bier und Kaffee stets in Reichweite ...«

»Und dazu das beste Panorama auf den Hafen«, ergänzte Dou und wies auf das große Fenster, durch das man kilometerweit Quais sah, Schiffe, Seeleute und dicht an dicht Kräne und Lastwagen.

Eine großgewachsene Frau mit ebenholzfarbener Haut trat an ihren Tisch. Die Hände in die Hüften gestemmt, musterte sie die Uniformierten einen nach dem anderen. Sie war den Anblick Bewaffneter in ihrem Lokal gewohnt und hatte längst keine Angst mehr.

»Willkommen im Blue Port, meine Herren. Möchtest du noch ein Sandwich oder soll ich dir den Kaffee bringen, Kimmie?«

Ohne die Antwort abzuwarten, wischte sie mit einem Lederlappen energisch über den alten Tisch und begann die Teller auf dem linken Unterarm aufzutürmen.

»Den Kaffee, danke Florence.«

Die Frau nickte und wandte sich an die Soldaten: »Und Sie? Möchten Sie etwas essen?« Es klang freundlich, aber sie hatte einen harten Blick, dem nichts entging.

»Nur Kaffee, danke«, antwortete der Oberst höflich für alle. »Ich habe gehört, er sei hierzulande vorzüglich.«

»Der beste von ganz Afrika. Schlechter Kaffee ist die einzige üble Angewohnheit, die wir nicht von den Ame-

rikanern übernommen haben ...« Sie verzog ihre dicken Lippen zu einer Grimasse, die Abscheu gegen Kaffee, die Amerikaner oder sonst etwas ausdrücken sollte, und wandte sich ab.

Yakobu war fasziniert. Seine Begleiter beschränkten sich darauf, ihrem Arsch nachzusehen, bis sie in der Küche verschwunden war.

»Toughe Frau«, bemerkte der Oberst.

»Kann man so sagen, Sir«, bestätigte Kimmie. »In dieser Stadt gibt es nur zwei Orte, die in den blutigsten Phasen des Bürgerkriegs nie dichtgemacht haben. Das Blue Port und die Klassifikationsgesellschaft.« Er stand auf, um auf ein Gebäude zu zeigen, dass aus den Trümmern der Stadt emporragte. »Dort sehen Sie das Herz des Hafens und des Landes. Sechs Stockwerke aus Stahlbeton, von den jeweiligen Machthabern stets liebevoll und mit dem Segen der Vereinigten Staaten verteidigt.«

Der Nigerianer unterbrach ihn mit einer Geste. Über dieses Gebäude wusste er alles, was es zu wissen gab. Dass in seinen Büros allein für die Klassifikationsrechte jährlich zwanzig Millionen Dollar kassiert wurden und mindestens tausendfünfhundert britische, griechische, chinesische oder norwegische Schiffe dafür bezahlten, unter liberianischer Flagge fahren zu dürfen, in Bezug auf die Identität der Schiffseigentümer größte Diskretion zu genießen und keinerlei Fracht- und Routenkontrollen zu unterliegen. Er wollte über Florence sprechen.

»Sie hat das während des Kriegs allein durchgezogen?«, fragte er aufrichtig überrascht und ließ seinen Blick über die Stadt gleiten. Überall verkohlte Überreste und Trümmer, wo früher – bevor der Krieg ausgebrochen

war – Gebäude gestanden haben mussten. Alles wirkte trostlos und provisorisch. Es kam ihm vor wie ein Lager von Flüchtlingen, die noch nicht wussten, ob sie bleiben oder sich besser einen anderen Ort für einen Neuanfang suchen sollten.

»Ja. Sie hatte ein hartes Leben, als Witwe und mit den Besuchen des Militärs«, antwortete der Leutnant. »Aber Florence hat ihr Cookhouse noch, und wir unser Bier und unseren Kaffee. Jeden Morgen putzt sie die Scheiben und macht dann mit den Einschusslöchern in der Fassade weiter. Wenn sie eines Tages das letzte füllt, können wir sagen, dass der Krieg wirklich vorbei ist.«

»Jemand muss ihr geholfen haben«, sagte der Oberst mit einem merkwürdigen Lächeln. »Ohne die richtigen Freundschaften und Beziehungen überlebt man nicht. Wie viel kostet uns dieses Späßchen, Herr Dou?«

»Nichts. Die Uno kostet es nichts«, antwortete Dou und legte die Hand aufs Herz.

»Und Sie persönlich?«

»Nicht mehr als nötig. Nicht mehr als nötig, Oberst.«

Florence kehrte mit sechs dampfenden Tassen Kaffee zurück. Yakubu drehte seine eine Weile in den Händen hin und her und sagte dann: »Ich bin etwa für einen Monat hier, Herr Dou. Wegen der Aufhebung der Embargos gegen Liberia müssen wir der Weltöffentlichkeit zeigen, dass man sich auf unsere Kontrollen verlassen kann. Außerdem möchte ich die richtige Ladung erwischen, verstehen Sie, was ich meine?«

Kimmie gab keine Antwort und warf ihm stattdessen einen spöttischen Blick zu. Der Oberst wollte groß herauskommen, er wollte einen fetten Fang machen, der es in

der halben Welt in die Zeitung schaffen und seine Beförderung zum General beschleunigen würde.

Darüber war er kein bisschen erstaunt. Er musste nur zusehen, dass sich ihre Interessen deckten. Im seinem Fall waren das die Würde und das Wohlergehen seines Landes. Und das eigene. Er hatte sich schon immer als ehrlichen, aber konkreten Patrioten betrachtet. Und er war bereit, sich auch für das bescheidenste Resultat mit jedermann zu verbünden. In diesem Land konnte man nicht den Sensiblen spielen.

Die Aufhebung des Embargos betraf nur wenige Waren, darunter Diamanten, Holz und Informatik – die Dinge, die man in Liberia am wenigsten brauchte. Aber es war trotzdem ein wichtiger Fortschritt, gerade weil Expräsident Taylor und seine kriminelle Clique durch den illegalen Edelstein- und Holzhandel so mächtig geworden waren. Nun musste man beweisen, dass man mit diesen Ressourcen auch bei Tageslicht Handel zu treiben wusste, sauber und legal. Der Markt musste saniert und den falschen Händen entzogen werden, man musste versuchen, eine Zukunft ohne Krieg und möglichst ohne Todesfälle durch Hunger und heilbare Krankheiten aufzubauen. Keine schmutzigen Geschäfte mehr, lautete die Weisung der Uno, die eine befristete Wiederaufnahme der Exporte genehmigt hatte, ihre Entscheidung aber nach neunzig Tagen überprüfen wollte. In der Zwischenzeit musste man zeigen, dass die Häfen von Monrovia, Buchanan und Harper unter Kontrolle waren. Nur so würde sich das Land am Kimberley-Prozess beteiligen können, dem System zur Zertifizierung der rechtmäßigen Herkunft von Diamanten. Das war der Grund, warum auch ein Scheißer wie Yakobu plötzlich wichtig sein konnte.

Dou machte einen tiefen Seufzer und sagte: »Ich erkläre Ihnen mal, wie hier am Hafen die Dinge laufen. Unter Kartoffeln, Holz, Erbsen, Barsch, Hilfsgütern und selbst Medikamenten versteckt, treffen täglich Waffen ein. Alle wissen es. Es geschieht vor meiner Nase, und ich kann nichts dagegen tun. Wissen Sie, wann mir unsere Führungsspitze zum letzten Mal erlaubt hat, eine Fracht zu beschlagnahmen? Vor sechs Jahren. Damals trafen ständig Schiffe aus Serbien ein, und als ich endlich eingreifen durfte, beschlagnahmten wir auf einen Schlag fünf Millionen Patronen und fünftausend Waffen – Sturmgewehre, Maschinenpistolen, Handgranaten und Raketenwerfer. Allein die Kugeln hätten gereicht, um die ganze Bevölkerung Liberias auszulöschen ...«

»Ich habe den Rapport gelesen«, unterbrach ihn der Nigerianer.

Kimmie Dou ging nicht darauf ein, er war wie im Fieber, oder vielleicht musste er einfach einmal seinen Frust loswerden. »Aber dann kam man mit all diesen Waffen nicht weit, weil der Konflikt in Liberia so schnell um sich griff. Das Kriegsende schien immer unmittelbar bevorzustehen und trat doch nie ein. 1995, nach fünf Jahren Blutvergießen, hatten wir geglaubt, es herrsche wieder Frieden. Aber keine vier Jahre später ist die Schlächterei wieder losgegangen. Und die nächsten Waffenlieferungen standen schon bereit. Meine Operation war nichts weiter als ein Tropfen auf den heißen Stein. Und wissen Sie, warum man mir überhaupt erlaubte, mich einzumischen? Weil da ein neuer Kommandant war, der ein bisschen Werbung für sich machen wollte, und so mussten wir zeigen, dass man das riesige Waffenarsenal des Balkankrieges nicht ungestraft nach Afrika schicken konnte ...«

»Herr Dou, man hat mich schon vor Ihrem Charakter gewarnt. Kein Wunder, dass es mit Ihrer Karriere nicht vorangeht«, unterbrach ihn Yakobu mit etwas höherer Stimme, um sich Nachdruck zu verschaffen.

»Ihrer Meinung nach liegt es also an meinem Charakter, dass ich immer noch Leutnant bin?«, fragte Kimmie ironisch.

»In Ihrem Alter sollten Sie doch längst Hauptmann sein, oder sogar Major.«

Dou blieb gelassen: »Sie wissen besser als ich, warum ich diese Dienstgrade noch nicht erreicht habe.«

»Geringe Neigung zur Hierarchie?«

»Geringe Neigung zum Arschlecken«, murmelte Dou.

»In Ihrem Dienstzeugnis steht: Gehorsamsverweigerung.«

»Treffender wäre gewesen: Weigerte sich, in Schiebereien verwickelte Vorgesetzte zu decken ...«

»Hören Sie auf damit, Herr Dou. Diese Angelegenheit geht mich nichts an«, sagte der Nigerianer ungehalten. »Ich habe mich meiner Meinung nach klar ausgedrückt, Sie müssen mir nur sagen, ob Sie meinen Befehlen gehorchen werden, oder ob ich einen Stellvertreter suchen muss.«

»Zählen Sie ruhig auf mich.«

Der Oberst stand auf, ebenso die Begleiter. »Ich bin froh, dass wir einen Weg gefunden haben«, sagte er verständnisvoll. »Wir haben dabei beide etwas zu gewinnen.«

Kimmie Dou nickte und führte die Hand zu einem müden und gänzlich unkämpferischen Gruß an die Stirn. Er beobachtete, wie die Nigerianer das Lokal verließen und begegnete dem fragenden Blick Florences. Nach einem tiefen Atemzug wandte er sich wieder dem Hafen zu.



Piemont, Italien

Das 50-Cent-Stück passte knapp durch die Schranktür und prallte unten dumpf auf.

Riccardo, ein Junge mit eng anliegendem schwarzem T-Shirt und Baseballmütze auf dem Kopf, fragte laut: »Welches Lied hören wir uns heute an?«

»*Monsoon*, von Tokio Hotel!«, rief jemand.

»Mikrochip, hast du gehört? Heute wollen wir Tokio Hotel. Los, sing!«, sagte Riccardo. Er war in seiner Klasse der Fachoberschule für Vermessungstechnik der Leithammel der Clique kleiner Bastarde.

»Lasst mich raus. Ich kenne dieses Lied nicht.«

»Was ist heute bloß mit der Jukebox los? Mal sehen, ob wir sie zum Laufen kriegen«, sagte ein dickes Mädchen mit auberginenrot gefärbtem Haar und einem Piercing in der Unterlippe und versetzte dem Schrank einen Stoß. »Na, singst du das Lied oder nicht?«

Aus dem Schrank war ein lahmer Singsang zu hören: »Tokio Hotel, Tokio Hotel, Tokio Hotel ...«

Die Teenager brachen in Gelächter aus.

»Mikrochip, du bist sowas von einem Schlappschwanz!«

»Hör auf, Deborah! Lass Matteo in Ruhe«, rief eine hagere, großgewachsene Fünfzehnjährige mit rabenschwarzem Haar, die ganz in Schwarz gekleidet war. Sie legte ihren MP3-Player auf den Tisch und stand auf, wäh-

rend die Gruppe Mädchen um sie, komplett absorbiert von der Musik, ungerührt sitzen blieb.

»Ich habe es dir doch schon gesagt, Martina. Du musst lernen, dich um deinen eigenen Scheiß zu kümmern«, zischte Deborah. »Hast du verstanden, Morticia of Fuck?«

»Ihr feigen Arschlöcher«, schrie Martina und fixierte sie. »Immer gegen die Schwächeren.« Und eine Sekunde lang war sie stolz darauf, dass man sie mit Morticia Addams verglichen hatte, der Fernsehkönigin ihrer gotischen Träume.

In diesem Moment kamen, die Tür zuknallend, drei Jungs aus einer anderen Klasse der Fachoberschule herein. »Was geht hier ab?«, fragte Luca, der kräftigste der drei. Er hatte Sommersprossen und rotes Haar und trug Jeans mit bis zu den Knien hinunterhängendem Schritt.

Alle verstummten, es war nur noch Matteos Jammern aus dem Schrank zu vernehmen. Luca öffnete ihn. Mit dem ergebenen Blick eines Ochsen im Schlachthaus stand Matteo vor ihm.

»Das ist nicht deine Klasse! Kümmere dich um deinen eigenen Scheiß, Luca!«

Luca drehte sich mit einem Ruck um und musterte Riccardo. Dann packte er ihn, stieß ihn gegen die Wand und knurrte: »Warum versuchst du nicht, einmal mich im Schrank einzuschließen?«

Er war Kapitän einer Rugbymannschaft, in der er, stämmig wie er war, als Dränger spielte. Matteo kannte er noch aus der Oberstufe, und über die Jahre hinweg war er ihm sympathisch geworden. Nun besuchten sie unterschiedliche Klassen, weil Matteo ein Schuljahr wiederholt hatte.

»Na, warum versuchst du es nicht mit mir?«, sagte er noch einmal und drückte Riccardo weiter gegen die

Wand. Dieser blickte in die Runde, um zu sehen, wer sie beobachtete und wie groß die Blamage ausfallen würde, falls er nicht darauf reagierte.

»Na?«

Die Glocke klingelte. Die Pause war aus.

»Geh nur, kleines Arschloch«, murmelte Luca verächtlich und ließ Riccardo los.

Alle kehrten an ihre Plätze zurück. Sie hatten schon genügend Verweise im Klassenbuch, keiner wollte das Risiko eingehen, einen weiteren zu bekommen. Matteo strich sich das blonde Haar, das vor Hitze und Aufregung an der Stirn klebte, aus dem Gesicht. Verstört hinkte er zu seinem Tisch, setzte sich und starrte auf die Wandtafel.

Luca und Riccardo wechselten einen letzten feindseligen Blick, bevor Luca mit seinen Kumpeln in das eigene Klassenzimmer zurückkehrte.

»Leck mich am Arsch, du Trauernutte ...«, raunte Deborah Martina noch schnell zu.

»Sei still, du fette Sau ...«, antwortete diese etwas lauter.

Die Übrigen verstauten Chips und Handys und versanken in der üblichen Alltagsträgheit. Als die Naturwissenschaftslehrerin mit Valeria, Matteos Förderlehrerin, ins Schulzimmer trat, wirkte alles normal.

Zwei Stunden später klingelte die Glocke erneut. Die Schüler steckten rasch ihre Bücher in die Rucksäcke und flitzten in den Korridor.

Matteo verabschiedete sich von seiner Förderlehrerin und machte sich ebenfalls auf den Weg zum Ausgang. Draußen erwartete ihn Riccardo. »Mikrochip, heute Nachmittag um vier treffen wir uns auf dem Platz für das nächste Fußballspiel. Bring deinen Computer mit, okay?«

»Gut. Gut, ich komme.«

»Perfekt.«

Riccardo sah, dass auf der Treppe Luca auftauchte. Er gab Matteo einen Klaps ins Genick und ging rasch zu seinen Freunden hinüber. Eine offensichtliche Herausforderung, aber der rothaarige Kapitän der Rugbymannschaft übersah es diesmal lieber: Auf der anderen Straßenseite erwartete ihn ungeduldig eine Blondine auf einem rosa Scooter.

Auch Matteo wurde erwartet. Sein Vater stieg aus dem Wagen und kam ihm entgegen. Wie jeden Tag.

»Wie war's heute?«, fragte er und knöpfte ihm die Jacke zu.

»Heute habe ich nicht gesungen ...«

»Nicht gesungen? Du hattest heute ja auch keine Musik ...«

»Heute habe ich nicht gesungen.«

Der Vater nahm es für eine weitere Merkwürdigkeit seines Sohns. Er ließ ihn einsteigen, schaltete die Stereoanlage ein und wählte die CD *The Best of the Police*. Matteo wollte im Wagen nur diese eine CD hören, und die Musik musste vor dem Motorenlärm einsetzen, sonst musste man alles noch einmal von vorne beginnen: aussteigen, wieder einsteigen, sich anschnallen, die Stereoanlage einschalten und dann losfahren.

Matteo nickte zum Rhythmus der Musik und betrachtete die vorbeiziehende Landschaft. Allmählich wurden die Häuser weniger, sie ließen den Stadtrand hinter sich und fuhr über Land, bis das Auto in die Zufahrtstraße zu einer Villa im Grünen einbog. Bevor der Vater den Motor abstellte, wartete er, dass *Walking on the moon*

zu Ende ging. Matteo mochte es nicht, mitten in einem Stück auszusteigen. Sie traten ins Haus, die Mutter gab ihnen einen flüchtigen Kuss.

Müde sagte sie: »Macht schnell, das Mittagessen ist bereit.«

Sie setzten sich an den Tisch. Alles entsprach genau der Geometrie, die Matteo ihnen über die Jahre auferlegt hatte. Das Tischtuch war rot, die Teller weiß, das Besteck hatte blaue Griffe. Die Eier lagen in einem Teller und die Erbsen in einem anderen. Das Asterixglas war mit Wasser gefüllt.

Der Vater sah zu, wie Matteo langsam aß, und kreuzte den unglücklichen Blick seiner Frau. Sie hatten nie wirklich akzeptieren können, dass ihr lang ersehnter Sohn krank war. Der Fachausdruck lautete Aspergersyndrom – eine tiefgreifende Entwicklungsstörung, die manche als eine leichte Form von Autismus ansahen. Die Tatsache, dass auch Persönlichkeiten wie Michelangelo, Albert Einstein und Isaac Newton wahrscheinlich daran gelitten hatten, war kein Trost. Ebenso wenig die Aussicht, dass Matteo vielleicht Interesse für eine spezielle Disziplin entwickeln und darin erstaunliche Resultate erzielen würde.

»In Ihrem Sohn verbergen sich vielleicht geniale Züge«, hatte eine Psychologin mittleren Alters ihnen einst erklärt.

»Die hat leicht reden, mit ihren gesunden Kindern zu Hause«, hatte der wütende Kommentar der Mutter gelaftet, als der Vater den Wagen danach bedächtig nach Hause steuerte.

Aber kapituliert hatten sie trotz allem nie. Sie hatten sich sorgfältig über jeden Aspekt der Krankheit informiert, hatten Kurse für betroffene Eltern besucht und den Sohn

immer von den besten Spezialisten behandeln lassen, da sie glücklicherweise finanziell gut gestellt waren. Sie hatten sich alle Mühe gegeben, auch wenn es nie einfach gewesen war. Vor allem in der ersten Zeit nach der Diagnose, die das merkwürdige Verhalten des Kindes erklärte, trafen sie sich oft mitten in der Nacht mit geschwollenen Augen in der Küche. Er rauchte schweigend, sie stopfte sich mit Beruhigungsmitteln voll. Oder sie redeten und redeten, bis es hell wurde. Als sie schließlich wieder zu einem annehmbaren Alltag gefunden hatten, war ihnen dennoch bewusst, dass es sich um Resignation gegenüber einem zynischen und unfairen Schicksal handelte, einem Schicksal, das sie von den anderen Leuten, die ihre Welt ausmachten, trennte.

Nach dem Essen begleitete Matteo den Vater in sein Lieblingszimmer, das Arbeitszimmer. Sie schalteten die Computer ein und machten es sich auf zwei identischen Lederstühlen bequem. Nach der Entdeckung der Krankheit seines Sohns hatte der Vater, ein Informatiker, es sich zum Ziel gesetzt, seinen Sohn möglichst stark zu stimulieren: mit Musik, Büchern und mit dem Computer. An Letzterem zeigte Matteo großes Interesse. Alles, was auf einem Bildschirm erschien, machte ihn neugierig. Er wollte verstehen. Verstehen und nachmachen können. Er kannte sich mit dem Internet und mehreren Programmiersprachen aus. Es war seine Welt. Auch an diesem Nachmittag, trotz der Aufregung am Vormittag.

Um etwa halb vier ließ er Anzeichen von Nervosität erkennen und zeigte deutliches Desinteresse an den geduldischen Erklärungen des Vaters zum Thema Chlorophyllfotose.